

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 18 (1914)

Rubrik: Illustrierte Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Schweizerische Kavallerie-Patrouille. G. St. P. R. 6.

Politische Uebersicht.

Es ist wie ein Prärienbrand, der weiter und weiter um sich frißt, unaufhaltbar seine Glut über die Gefilde, die Wälder, das bebaute Land und die Wohnstätten der Menschen dahinwälzt und alle lebenden Wesen in rasender Flucht vor sich her treibt. Hatte schon bisher mehr als die Hälfte der Erdoberfläche, mehr als die Hälfte der Erdbewohner als am Krieg direkt beteiligt gelten können, so ist nun die Minorität der Neutralen noch weiter zusammengeschrumpft. Der Eintritt jedes neuen Staates in die kriegerische Aktion bedeutet sofort eine Mehrzahl von Kriegserklärungen. Wir sind, nachdem die Türkei sich auf den Kriegspfad begeben, bereits bei Nr. 19 angelangt, und es ist nur eine gleichgültige Tatsache, daß zu den Kriegserklärungen zwischen der Türkei einerseits, Rußland, Frankreich, England und Belgien andererseits nicht auch noch gleich Serbien, Montenegro und Japan getreten sind, und auch im äußersten Osten braucht es nicht mehr viel, und es steht China mit Rußland und Japan im Kriege. Da man doch einmal angefangen hat, miteinander gründlich abzurechnen, so sollen nun — wie es scheint — auch wirklich alle alten Rechnungen beglichen und „sauberer Tisch“ gemacht werden. Die Ueberlebenden haben es dann leichter, „ein Neues zu pflügen“.

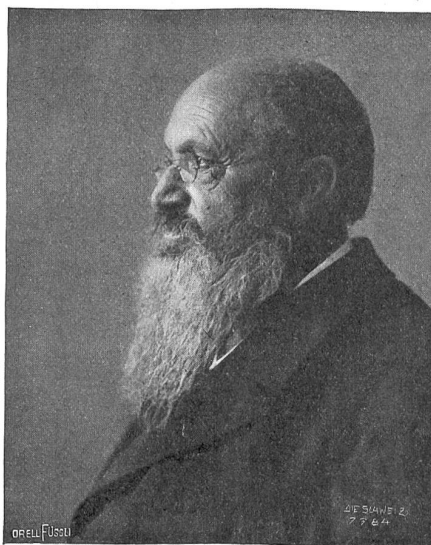
Mit gespanntem Interesse wird man nun diesmal besonders darauf achten, ob der vom Scheich-ul-Islam proklamierte „Heilige Krieg“ tatsächlich ausbrechen wird oder nicht. Schon öfters ist in den letzten Jahren mit diesem „Heiligen Krieg“ gedroht worden, so insbesondere beim italienischen

Tripolisfeldzug und dann wieder im ersten Balkankrieg. Beidemal hat die Parole versagt. Wird diesmal das grüne Banner des Propheten seine Zauberkraft ausüben? Heiliger Krieg heißt Krieg der Ungläubigen gegen die Gläubigen, der Kinder Mohammeds gegen Christen und Heiden. Allein, sind die Deutschen und Oesterreicher, die Bundes- und Kampfgenossen der Türken, „Gläubige“ im Sinne des Koran, und was werden die Moslim in Vorderindien, Persien und Afghanistan tun? Neue Rätsel und neue unabsehbare Möglichkeiten tun sich auf.

In der Haltung Italiens hat der Tod des dreibundfreundlichen Ministers des Aeußern, Marchese di San Giuliano, keine Aenderung herbeizuführen vermocht. Auch der seither eingetretene Rücktritt des Schatzministers und — darauf folgend — die Umgestaltung des ganzen Cabinets Salandra blieb ohne Einwirkung auf den neutralen Kurs der Regierung. Der neue Minister des Aeußern, Sonnino, ist ein naher Freund des Ministerpräsidenten, und solange diese beiden Männer Hand in Hand gehen, bleibt Italien neutral, und das kann uns in der Schweiz nur recht sein.

* **Totentafel** (vom 11. Oktober bis 10. November 1914). In Riehen bei Basel starb am 16. Oktober im Alter von 81 Jahren alt Pfarrer Paulin Gschwind, der von 1865 in der solothurnischen Gemeinde Starrkirch pastorierte und in den siebziger Jahren durch sein Verhalten den kirchlichen Behörden gegenüber den eigentlichen Anstoß zur Gründung der altkatholischen Kirche gab.

Am 19. Oktober, seinem 60. Geburtstag, starb in Zürich Oberst und



Dr. h. c. Alfred Tobler, Heiden.

alt Stadtrat Emil Schneebeli. Mit ihm schied ein trefflicher, um unser Gemeinwesen verdienter Mann aus dem Leben, und die freisinnige Partei der Stadt und des Kantons Zürich verliert an ihm einen überzeugungstreuen, angesehenen Führer. Er wurde im August 1909 als Nachfolger von Stadtpräsident Pestalozzi in den Stadtrat gewählt und verwaltete das Steuerwesen. Seit der Stadtvereinerung hatte er dem Großen Stadtrat angehört, den er vor etwa einem Jahrzehnt präsidierte, und seit 1907 war er auch Mitglied des Kantonsrates, in dessen Dienst er als Präsident der Staatsrechnungsprüfungskommission seine reichen Geschäftserkenntnisse stellte. Als langjähriger Präsident des Sängervereins „Harmonie Zürich“ hat er auch dem gesellschaftlichen Leben unserer Stadt hervorragende Dienste geleistet, und als Präsident des eidgenössischen Sängervereins brachte er seinen Namen auch in der schweizerischen Sängervelt und über die Landesgrenzen hinaus zur Geltung.

In Bern starb am 3. November nach langen schweren Leiden im Alter von 68 Jahren der aus Diebenthofen stam-

mende Prof. Dr. Friedrich Haag. Im schweizerischen Schulwesen spielte der Hingeshiedene lange Zeit als Rektor der Gymnasien von Schaffhausen und Burgdorf eine einflussreiche Rolle. Er war ein glänzender Lehrer, ein trefflicher Pädagoge, der sein breites Wissen ausgezeichnet im Dienst der Schule zu verwerten verstand.

Am 5. November starb zu Mailand im Alter von 80 Jahren der langjährige schweizerische Generalkonsul Melchior Nörbel. Seit sechzig Jahren in Mailand ansässig, hatte Fabrikherr Nörbel die Hochachtung und die Liebe der Mitglieder der schweizerischen Kolonie nicht minder als die der Italiener erworben. Nörbel war Vorstandsmitglied der Mailänder Handelskammer und Mitglied des Verwaltungsrats der Banca Lombarda.

In St. Gallen am 10. November Oberst Anton Staeheli, seit langen Jahren Instruktionsoffizier der Infanterie, Stellvertreter des Kreisinstruktors der Division, Platzkommandant von St. Gallen und seit 1914 Aushebungsoffizier. Staeheli, gebürtig aus Neukirch im Thurgau, erreichte ein Alter von 58 Jahren; er war ein sehr geachteter Offizier und Lehrer.

Der europäische Krieg.

* Während im benachbarten Elsaß eine längere Gefechts-
pause eingetreten ist — immerhin unterbrochen durch gelegent-

liche Schär-
mügel — und
auch an die Be-
lagerung Bel-
forts deutscher-
seits noch nicht
ernstlich gedacht
wird, konzen-
triert sich das
Hauptinteresse
mehr und mehr
auf den belgi-
schen Kriegs-
schauplatz,
auf dem sich das
Schicksal Bel-
giens, Frank-
reichs und Eng-
lands entschei-
den soll. Der
Rampf hat
einen seiner Be-
deutung ent-
sprechenden,
hartnäckigen,
verbissenen Cha-
rakter angenom-
men und rückt
nur schrittweise
vor. Belgiens
Armee steht im-
mer noch im



Eine Waadtländer Brigade defiliert in Bern vor General Wille. G. St. P. 6.

Felde, angeführt von ihrem heldenmütigen König, und wehrt sich buchstäblich bis zum letzten Mann für ihren heimi-
schen Boden. Ihr stehen Englands Freiwillige und Frank-
reichs tapfere Truppen zur Seite, alle von derselben Ent-
schlossenheit beseelt, Deutschland bis zum äußersten Wider-
stand zu leisten. Die überlegene Kriegskunst der Deutschen
und ihre todverachtende Bravour weiß sich aber trotzdem
den Weg zu bahnen und alle Hindernisse in zäher Aus-
dauer zu besiegen. Von Antwerpen war ihr Siegeslauf nach
der Küste gerichtet, hat Ostende definitiv in deutsche Ge-
walt gebracht und strebt nunmehr, dem Strande entlang,
nach Dünkirchen und Calais. Ein System von Kanälen verlegt
der deutschen Armee den Weg; künstlich herbeigeführte Ueber-
schwemmungen machen weite Landstrecken für sie unpassier-
bar, und jeder eroberte Schützengraben muß mit zahlreichen
Opfern erkauft werden. Vom Meer her greifen die großen
englischen Kriegsschiffe in den Kampf ein. Es kann noch Wochen
dauern, bis in diesen blutgetränkten Gefilden ein Teilscheid
gefallen ist, der überdies leicht inzwischen durch Ereignisse auf
andern Partien des weltumspannenden Kriegsschauplatzes
illusorisch gemacht werden könnte.

In Frankreich steht die Schlacht genau wie vor Monats-
frist; die Verschiebungen im einzelnen sind ohne Bedeutung.

Ein ernstlicher
Durchbruch-
versuch wurde
deutscherseits
nicht mehr ge-
macht, und es
entwickelt sich
ein Schlachtbild,
das den bis-
herigen Vorstel-
lungen von dem
großen europä-
ischen Kriege
ganz und gar
nicht entspricht.
Wie die Maul-
würfe gräbt
man sich hüben
und drüben in
den Boden ein
und bleibt in
diesen Löchern
wochenlang lie-
gen; die offene
Feldschlacht
wird mehr und
mehr zur Aus-
nahme. Umge-
bungsversuche
von der einen
und andern
Seite haben nur

die Folge, daß die Front sich immer länger dehnt und streckt.
In Paris glaubt man an eine Belagerung schon jetzt nicht
mehr und denkt vielmehr daran, die Regierung von Bordeaux
wieder zurückzuholen und die Kammern auf Mitte Dezember
ebenfalls nach Paris einzuberufen. Ein unbedingtes Vertrauen
herrscht im ganzen Volke auf das Feldherrntalent des Höchst-
kommandierenden Joffre, und es besteht zwischen allen Par-
teien und Klassen der Bevölkerung eine Einigkeit und Soli-
darität, die dem gleichen Schauspiel in Deutschland ganz wohl
an die Seite gestellt werden darf.

In Ostpreußen ist ein zweiter Vormarsch der Russen
auf Königsberg nach anfänglichen Teilerfolgen zum Stehen
gebracht worden. Ein klares Bild der Lage auf diesem ent-
legenen Schauplatz ist indessen aus den widersprechenden Be-
richtigen von beiden Seiten nicht zu gewinnen. Kein Zweifel
dagegen kann darüber bestehen, daß in Polen der Vormarsch
der Deutschen auf Warschau in einen geordneten, aber ent-
schiedenem Rückzug umgewandelt werden mußte. Die Russen
sind den eingedrungenen Feinden mit so stark überlegenen
Kräften entgegengetreten, daß General v. Hindenburg, wohl
auch im Bestreben, ein geeigneteres Kampffeld zu suchen,

sich sorgsam rückwärts konzentrierte und die Russen wiederum nachdrängen läßt, bis er sie da hat, wo er sie haben will. In Galizien wird mit wechselndem Erfolg gekämpft. Die hart bedrängte österreichische Festung Przemyśl konnte mit Hilfe der Deutschen entsetzt und den Österreichern für eine Zeitlang Luft geschafft werden. Allein Rußland hat aus seinem fast unerschöpflichen Menschenreservoir neue Reserven in überlegener Zahl herangeführt und den Vormarsch abermals begonnen. Zu dieser Stunde ist Przemyśl zum zweiten Mal von den Russen umschlossen. In den bereits verschneiten Karpathen machen sich russische und ungarische Vortruppen den Platz streitig. Alles in allem hat man den Eindruck, daß Österreich allein auch nicht einmal Rußland in einem Kriege gewachsen gewesen wäre und einzig und allein dem starken deutschen Arm seine Rettung vor der Vernichtung zu verdanken haben wird.

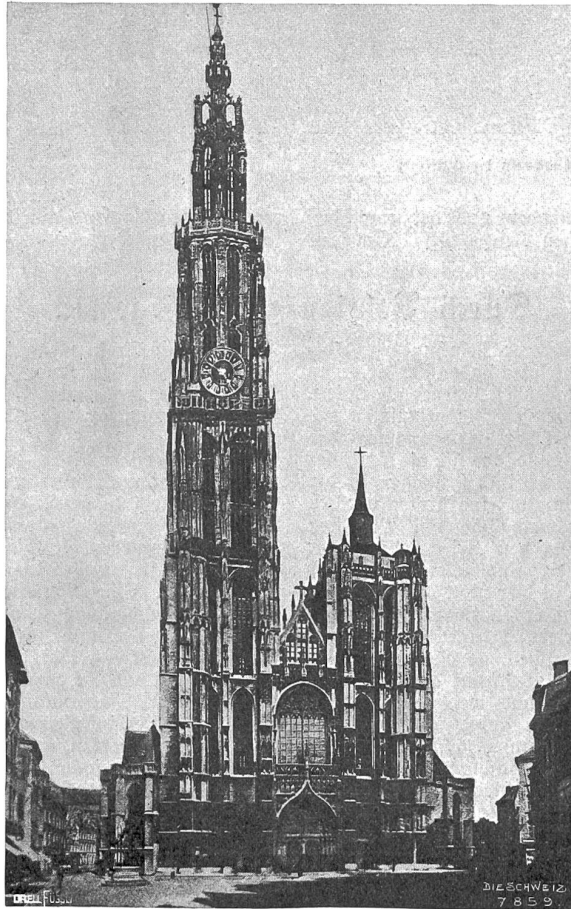
Auf dem serbischen Kriegsschauplatz klebt die österreichische Aktion auch jetzt noch an den Grenzen. Dieselben Namen von Städten und Dörfern, die wir schon in den ersten Wochen kennen lernten, kehren in den Berichten des österreichischen Generalstabes immer wieder. Die Grenzstadt Schabaz mußte förmlich zum zweiten Mal erobert werden. Eine größere Schlacht ist etwa 30 Kilometer innerhalb der serbischen Grenzen, bei Krupanji, geschlagen und von den Österreichern gewonnen worden, aber seitdem blieb es aus jener Gegend wieder still. Serben und Montenegriner beunruhigen vereint das bosnische Gebiet und ziehen fortgesetzt österreichische Truppenteile von ihrem Hauptziele ab. Andererseits hat die Beschießung des österreichischen Cattaro vom montenegrinischen Boden aus nennenswerte Fortschritte bis jetzt nicht gemacht. — Am 28. Oktober ist in Serajewo, der Hauptstadt von Bosnien, der Hochverratsprozeß gegen Princip und Genossen zu Ende gegangen. Seines jugendlichen Alters wegen kam Princip, der mit seinem Attentat auf den Erzherzog Franz Ferdinand den Weltkrieg entfesselt hat, mit zwanzig Jahren schweren Kerfers davon; eine Anzahl minder schuldige Genossen seines Mordanschlags wurden gehängt und die übrigen ebenfalls zu langer Kerkerhaft verurteilt. Der Prozeß erscheint neben dem, was die Folge der Tat Principis gewesen war, geradezu belanglos, und doch wäre es für Europa besser gewesen, man hätte es dabei bewenden sein lassen. Am 10. Oktober starb in Sinaja König Carol von Rumänien, die festeste Stütze des Dreibundes auf dem Balkan. Sein Neffe und Nachfolger, König Ferdinand I., scheint indessen vollständig in den Wegen des Onkels wandeln zu wollen und ist bis jetzt taub für alle Lockungen zur Aufgabe seiner Neutralität. Es wird sich aber fragen, wie lange Rumänien seine Neutralität durchhalten kann, wenn etwa Rußland mit Durchmarschbegehren kommen sollte. — Italien getraute sich bis zur Stunde nicht, die Hand auf Valona in Albanien zu legen; nur die ihm vorgelagerte Insel Saseno hat es am 30. Oktober besetzt und beobachtet von da aus mißtrauisch den Gang der Dinge in Albanien, wo jetzt Essad Pascha wieder Gelegenheit zu einer Abenteuerrolle gefunden hat. Griechenland dagegen hat kühn und entschlossen zugegriffen und das südliche Epirus

wieder besetzt — natürlich einstweilen nur „zur Aufrechterhaltung der Ordnung“ — wie die beliebteste Formel für Annexionen lautet.

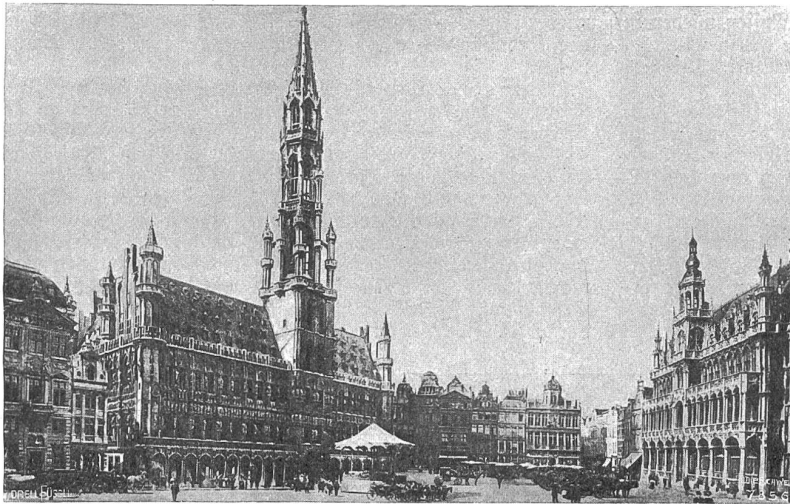
Das größte Ereignis des hier zu behandelnden Zeitabschnittes des Krieges ist der Anschluß der Türkei an die Kriegaaktion auf Seite Deutschlands und Österreichs. Der Entschluß, obwohl seit langem erwartet und von Deutschland im Verein mit der Türkei aufs trefflichste vorbereitet, fiel auch hier plötzlich und überraschend. Ein Rencontre der türkischen Flotte mit der russischen am Ausgang des Bosphorus — einer jener Zwischenfälle, die mit Leichtigkeit jederzeit sich machen lassen, wenn man sie wünscht und sie sich nicht von selber machen, gab den Anlaß zur Eröffnung der Feindseligkeiten. Sewastopol, Feodosia, Noworossijsk wurden von türkischen, durch Deutsche geführte und bediente Kreuzer bombardiert und im Hafen von Odessa mehrere Schiffe vernichtet. Die selbstverständliche Folge war die Abreise der Gesandten von Rußland, Frankreich, England und Belgien von Konstantinopel am 31. Oktober und der damit eingetretene Kriegszustand zwischen diesen Ländern und der Türkei. Als bald begannen auch zu Lande die kriegerischen Aktionen. Das russische Kaukasusheer überschritt die Grenze und drang in türkisches Gebiet ein, wurde aber von überlegenen türkischen Kräften zurückgeworfen. Außerst gefährlich kann für England und die Sache des Dreiverbandes der Vorstoß der Türken gegen den Suezkanal werden. Bereits haben sie die türkisch-ägyptische Grenze überschritten, haben sich der am Meer gelegenen Festung el Arisch bemächtigt und rücken gegen die so überaus wichtige Wasserstraße vor, mit deren Unterbindung Englands Weltmacht im Lebensnerv getroffen würde. Gleichzeitig flackert in Ägypten, das die Engländer nun auch wie Cypern annektiert haben, an allen Ecken der Aufruhr empor, und die Hoffnung der Eingeborenen auf Befreiung vom europäischen Joch war nie berechtigter als jetzt. Sollte es den Türken gelingen, tatsächlich den „heiligen Krieg“ in Asien und Afrika zu entfesseln, dann könnte die letzte Stunde für Europas, nicht etwa nur Englands Welt Herrschaft geschlagen haben.

Die englische Flotte wird fortgesetzt vom Unglück ver-

folgt. Es sind wiederum eine Anzahl einzelner Kriegsschiffe von Unterseebooten und Minen vernichtet worden, die — wenn man sie auf einer Stelle beieinander hätte — schon ein sehr stattliches Geschwader ausmachen würden. Gewaltigen Eindruck machte aber in der ganzen Welt die Seeschlacht vom 1. November an der chilenischen Küste, bei der Insel Santa Maria, wo das Geschwader des Admirals Craddock überraschend von der deutschen ostasiatischen Flotte unter dem Befehl des Admirals v. Spee angegriffen und zersprengt wurde, wobei zwei englische Panzerkreuzer zugrunde gingen, die übrigen Schiffe schwer beschädigt wurden. Fast noch mehr Schrecken verursachte in England der gänzlich unerwartete Besuch eines deutschen Kreuzergeschwaders in Great Yarmouth am 3. November. Zum ersten Mal hörten da die Engländer die deutschen Kanonen an ihrem Strande donnern, zum ersten Mal fielen deutsche Granaten auf englischen Boden nieder. Einen nicht gleichwertigen Trost gewährte es dabei, daß es gelungen ist,



Die Kathedrale von Antwerpen.



Das Rathaus in Brüssel.

die im Weltmeer noch herumspukenden und der englischen Schifffahrt äußerst lästig gewordenen Kriegsschiffe „Emden“

verbündeten England nun bald unbequemer werden könnten als den Deutschen.

Durch Belgien zur Kriegszeit.

Auf dem durch Schlachten früherer Jahrhunderte blutgetränkten Boden des Königreichs Belgien haben sich die ersten größeren Kämpfe des gegenwärtig tobenden Krieges abgespielt. Das Land ist von jeher ein „Zankapfel von Völkerstämmen und Fürsten“ gewesen, und auch diesmal hat die Brandfackel des Krieges tief hineingeleuchtet in das Land, das sich als neutraler Staat sicher fühlte und das heute politisch sozusagen in der Luft liegt, da Regierung und Regent und seine Armee vor den anstürmenden deutschen Truppen nach schweren Verlusten außer Landes ziehen mußten. Aus den Kriegsartikeln der Illustrierten Rundschau der „Schweiz“ sind unsere Leser über die Vorgänge längst orientiert. Es ist hier nicht der Ort, über die Frage der im Reichstag von dem ersten Beamten Deutschlands zugegebenen Neutralitätsverletzung gegenüber Belgien Betrachtungen anzustellen, nachzuforschen, ob die vom Reichsfanzler betonte Zwangslage in der Westfront diesen folgenreichen Schritt rechtfertigen kann und welche Bedeutung den nach deutschen Meldungen seither aufgefundenen Akten zuzumessen ist, aus denen eine Abmachung zwischen Belgien, Frankreich und England zuungunsten Deutschlands hervorgehen soll: sind erst einmal die Schlachten geschlagen, ist erst einmal der die ganze Welt erschütternde Krieg vorbei, so wird auch hier Klarheit und Wahrheit kommen, die mancher heute noch vergebens sucht. Aber mögen die Karten gemischt sein wie sie wollen, mögen die Behörden Belgiens gut oder schlecht beraten gewesen sein, möge ihr Widerstand als Heldentum oder als schlechte Spekulation gedeutet werden, das Volk, wenn es in seiner Verbitterung und Verblendung auch noch so schlimm und töricht gehandelt hat, muß das Mitleid aller fühlenden Menschen finden, da noch in jedem Krieg das Volk es war, das am tiefsten getroffen wird, den schwersten Schaden zu leiden hat, mögen seine Heere geschlagen oder siegreich heimkehren. Man sehe nach Galizien und Ostpreußen hinüber, man denke an die Verwüstung Russisch-Polens: das entsetzliche Elend, die trostlosen Trümmerstätten werden durch die glorreichsten Siege — zur Stunde wenigstens — nicht besser, und zertrümmertes Familienglück, die von Haus und Hof Vertriebenen

finden wenig Trost, wenn der Siegesjubiläum durch die Lande tönt. „Es ist der Krieg ein roh gewaltig Handwerk“ — heute mit der modernsten Waffentechnik so gut wie in früheren Zeiten, da man sich mit Morgenstern und Hellebarde noch zu Leibe ging.

Als Schreiber dieser Zeilen in der zweiten Hälfte Oktober in einer Automobilfahrt durch Belgien reiste, war das Land fast vollständig in deutschem Besitz. Lüttich, Namur, Mons, Mecheln, Antwerpen waren gefallen, Brüssel hatte dem Sieger ohne Blutvergießen die Stadt frei gegeben, und nur oben an der Nordsee in der Provinz Flandern rangen die Gegner noch miteinander. Meine Absicht war gewesen, mich nach dem westlichen Kriegsschauplatz zu begeben; aber es reizte mich, auch Belgien einen Besuch abzustatten, da sein Gebiet mit dem östlichen Frankreich jetzt durch die Kriegswirren im engsten Kontakt steht und die ganze Situation auf dem rechten Flügel der deutschen Armee naturgemäß stark durch die Vorgänge in Belgien selbst beeinflusst worden ist. Von Trier aus brachte mich das Auto zur letzten größeren deutschen Station Malmö; mehrere Minuten später erkletterte unser Wagen einen Höhenzug, und das Land König Alberts nahm uns auf. Auf der Straße über Spaa, auf der in den ersten Augusttagen die deutsche



Der Hauptplatz von Antwerpen mit den berühmten Goldenen Häusern und dem „Handwerker“-Denkmal.

Armee herangezogen kam, eilten wir nach Lüttich. Schon in Francorchamps fanden die Deutschen Widerstand, und zerstörte Dörfer, niedergebrannte Häuserreihen und manches traurig stimmende Soldatengrab zeigt, daß hier blutig gekämpft worden ist. Viele Dörfer sind seither geräumt worden; ihre Einwohner zählen zu jener unglücklichen Schar der Flüchtlinge, die ins Innere des Landes zogen und von denen heute wohl viele um Hab und Hof gekommen in Holland, Frankreich und bei uns in der Schweiz warten, bis ruhigere Zeiten ihnen die Rückkehr in die Heimat ermöglichen. Der berühmte Kurort Spaa ist vollständig verschont geblieben, wie überhaupt alle jene Dörfer, deren Einwohner flug genug waren, den Widerstand aufzugeben, keinen Schaden gelitten haben. Freilich, ein einziger Verblendeter oder Fanatiker genügt oft schon, namenloses Elend über viele Unschuldige zu bringen: ein Schuß aus irgend einem Schlupfwinkel auf die deutschen Truppen, und wenige Minuten später ging das betreffende Haus in Flammen auf als warnendes Beispiel.

Interessant war es, die vielen Aufschriften an den Häusern zu lesen. Hier war von ungelerner Hand mit Kreide hingeschrieben worden „Gute Leute“ oder „Kranke Leute“, dort wieder hieß es „Deutsche Freunde“, hier wieder „Verschont das Haus“; wo aber die bösen Leute wohnten, da startete einmal eine Brandruine trostlos an als trauriger Rest eines Häuschens mitten in einer sonst fast gänzlich unversehrten Straße. Je näher wir Lüttich kamen, der stolzen Feste, die den schweren Belagerungsgeschützen der Deutschen nicht lange standzuhalten vermochte, umso militärischer wurde das Bild, und in der Stadt selbst konnte man, hörte man nicht das französisch sprechende Volk auf den Straßen, sich in eine gut deutsche Garnisonsstadt versetzt glauben. In Lüttich regiert jetzt ein deutscher Gouverneur; er hat von dem prachtvollen Justizpalast der ehemaligen fürstbischöflichen Residenz, die mit ihren beiden imposanten säulenreichen Höfen eine berühmte Sehenswürdigkeit bildet, Besitz ergriffen, und wo sonst die Richter amtierten, der Provinzialrat seine Sitzungen abhielt und die belgischen Beamten Dienst taten, arbeiten jetzt die Spitzen der deutschen Militär- und Zivilbehörden, und deutsche Landsturmmänner haben es sich in dem weiten Hause so bequem als nur möglich gemacht. Auch Lüttichs Theater sind von Einquartierung nicht verschont geblieben, und in den staatlichen Waffenfabriken wird Tag und Nacht unter deutschem Kommando eifrig



Die Kathedrale von Meaux vor der Beschießung.

gearbeitet. Die Stadt selbst hat nur in einigen Quartieren gelitten, ohne daß irgend etwas Charakteristisches des Gesamtbildes untergegangen wäre. Natürlich hat das Industrieleben, besonders die Tätigkeit in den gewaltigen Steinkohlenbergwerken, durch die Kriegswochen starke Einschränkung erfahren; doch muß man den deutschen Verwaltungsbehörden das Zeugnis ausstellen, daß sie sich hier wie auch in andern belgischen Gegenden bemühen, Handel und Industrie wieder in die alten Bahnen zu bringen, und daß sie alles tun, um die Flüchtlinge wieder zur Rückkehr zu bewegen.

Der nächste Tag brachte uns in die Hauptstadt des Landes, nach Brüssel. Dabei passierten wir Tirlemont, eine kleine Stadt, um die schwer gekämpft worden ist; Artillerie hat hier und in der Umgebung viel grausame Arbeit verrichtet und manches Heim zerstört. Viel schlimmer aber sieht es in dem unglücklichen Löwen aus, der einstmals weltberühmten Tuchweberstadt, die heute nur noch ihres Rathauses und ihrer Universität wegen oft genannt wird. Unsere Leser kennen die dortigen traurigen Ereignisse; da auf deutsche Truppen von Privatpersonen geschossen wurde, hatte Löwen ein fürchterliches Strafgericht über sich ergehen zu lassen, wobei der interessanteste und wertvollste Teil der Stadt in Trümmer ging: die berühmte Kathedrale St. Pierre mußte, da vom Turme aus Signale gegeben worden waren, unter Feuer genommen werden; das ganze Quartier um das Rathaus herum

ging in Flammen auf, und dabei wurden die Bibliothek und die Universität vollständig zerstört. Sieht man heute das unversehrt gebliebene, aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammende Rathaus (s. Heft 18/19 dieses Jahrgangs, S. 454), so kann man es fast nicht begreifen, wie dieser gewaltige Bau vollkommen unverletzt bleiben konnte. Außer Mecheln ist Löwen jedenfalls diejenige belgische Stadt, die den Krieg am fürchterlichsten zu spüren bekommen hat.

Brüssel ist zum Glück eine offene Stadt geblieben. Keine Festungsbauten schützen sie, keine Wälle und Gräben freisen sie ein, und diesem strategischen Mangel verdankt sie, daß kein Stein gelitten hat, kein öffentliches Gebäude verletzt wurde, keinem friedlichen Bürger ein Leid geschah. Das Leben in Brüssel geht seinen gewohnten Gang, das „zweite Paris“ amüsiert sich, wenn auch bei beschränkter Polizeistunde; auf den Boulevards und Avenuen flutet besonders in den Abendstunden eine elegante Gesellschaft, freilich stark untermischt mit dem Feldgrau und Marineblau der Okkupationstruppen,



Straßenbild aus Mecheln nach dem Kampf.

die in Generalfeldmarschall von der Goltz als Gouverneur des gesamten belgischen Landes ihren obersten Chef bekommen haben. Gerade Brüssel zeigt, wie rasch es sich mit einem gründlich vorbereiteten Verwaltungssystem, man mag ihm für gewöhnlich noch soviel Bureautrismus und Schablone vorwerfen, auch in einem fremden, kaum errungenen Lande arbeiten läßt: die Eisenbahnen, Telegraph und Telephon, die zum guten Teil von den fliehenden Belgiern noch im letzten Moment zerstört worden waren, sind, wenigstens in den Hauptpartien wiederhergestellt, die Hauptzüge verkehren wieder, und für die Nebenlinien wurden durch Fuhrwerk- oder Autolinien sehr rasch wieder neue Verkehrsmöglichkeiten für die Bevölkerung geschaffen. Deutsche Postbeamte versehen heute den Dienst in Brüssel, deutsche Marken mit belgischem Aufdruck werden ausgegeben, und die Drähte im Lande und über die Grenzen hinaus sind wenigstens soweit wiederhergestellt, daß sie amtliche Mitteilungen weiterbefördern können. Wer von der wundervollen, hochleganten Stadt den richtigen Eindruck bekommen will, muß sich natürlich für ihren Besuch eine andere, ruhigere Zeit auswählen. Im Krieg erinnert einen hier alles, auf Krieg ist heute das Ganze gestimmt, und ein ruhiges Gehen nichtkriegerischer Dinge hier inmitten eines — vielleicht doch nur scheinbar ruhigen — Zentrums dürfte für die meisten Besucher ein Ding der Unmöglichkeit sein.

Der vierte Tag meiner belgischen Reise brachte mich nach Mecheln und damit in ein ganz neues Szenenbild; von hier aus zieht sich das Schlachtfeld bis in die innern Forts von Antwerpen hinein, und von hier aus wurde in den ersten Oktobertagen die Eroberung der Stadt in die Wege geleitet. Mecheln ist wie Löwen eine Stadt vergangener Größe. In ihr residiert heute noch der Erzbischof Primas, dessen Kathedrale im Artilleriekampf schwer gelitten hat; hier reihet sich Trümmerstätte an Trümmerstätte, trostlose Szenen in furchtbarer Realistik lösen sich ab, auf Vernichtung, Elend und Jammer ist das ganze Bild gestimmt. Was die Granaten verschonten, zerstörmerten die Klinkenflugeln, und was diesen entging, verzehrten die Flammen oder das stürzte zusammen. Das meiste, was als Haus, Hütte oder Stall seit Menschengedenken zwischen Mecheln und den Außenforts von Antwerpen gebaut worden ist, mußte gewaltsam verschwinden und wurde niedergerissen, da Angriff und Verteidigung einlegten. Nur noch die Grundrisse blieben übrig und die furchtbaren Löcher, die im Bereich der Schanzen, Deckungen, Wälle, Schützengräben und Verhaue die Granaten und Schrapnells rissen. Je näher man zu den Außenforts kommt, umso stärker die Verwüstungen, und ein Blick in das Fort Waelhem zeigt, wie die modernen Geschütze, die 42 cm-Kanonen der Deutschen und die 30,5 cm-Motorhaubitz der Oesterreicher, die hier tätig waren, mit jeder, auch der stärksten Fortifikation fertig werden. Eingefügt sei hier, daß in der belgischen Armee, die sich übrigens auch nach dem Zeugnis ihrer Gegner mit außerordentlicher Bravour im ganzen deutsch-belgischen Kriege geschlagen hat, noch Hunde bei der Artillerie zum Schleppen kleinerer Kanonen verwendet werden.



Belgische Maschinenengewehre mit Hundebefpannung.



Die Kathedrale St. Pierre in Löwen vor der Beschädigung.

Die alte Handels- und Hafenstadt Antwerpen hat es ihrem besonnenen Bürgermeister zu danken, daß sie unmittelbar nach dem Ausbruch des Bombardements sich ergab, da Engländer und Belgier sie im Stiche ließen; Antwerpen besitzt, mag die Stadt auch einen etwas nüchternen Eindruck machen, doch manches historisch wertvolle Gebäude und manches hübsche Straßenbild, als schönstes wohl den Marktplatz mit dem Rathaus und den altehrwürdigen Gildenhäusern. Auf der höchsten Spitze der Kathedrale weht heute die deutsche Flagge. Unversehrt, wie die meisten Teile der Stadt, ist auch der Scheldenhafen geblieben, der lediglich seine großen Petroleum- und Benzintanks eingebüßt hat, welche die Engländer auf ihrem Rückzuge in die Luft fliegen ließen. Die Kunstwerke Antwerpens, besonders die Rubensschen Gemälde in der Kathedrale und im Museum, sind erhalten geblieben; dort befindet sich auch Heim und Werkstätte des berühmten Buchdruckers Plantin, ein einzigartiges Ausstellungsobjekt, das eine alte Druckerei mit allen Einzelheiten wiedergibt. Traurig stimmen den Besucher die nächtlichen Heimfahrten: fast nirgends ein Licht auf den Straßen, die Dörfer schon in den ersten Nachstunden wie ausgestorben, die Einwohner ängstlich und verschüchtert hinter den Gardinen hervorblickend, scharf kontrollierende Posten auf den Straßen, Lagerfeuer in den Feldern und in der Dunkelheit Scharen mit ihren Bündeln auf dem Rücken, die die wenigen Habseligkeiten bergen, die sie in der Stunde der Flucht zusammengerafft haben, die ärmsten der Armen, von denen manche nur noch Trümmer finden werden von ihrem Heim, in dem sie gelebt und gehofft. — Mons, in der Provinz Hennegau, die wichtigste Stadt im belgischen Hochland, bildete meine letzte Station. Auch hier wieder fliegen Bilder des Kampfes und des Elends an unserm Wagen vorüber, und bald nahm uns die breite französische Straße nach Valenciennes auf. Vor uns lag die Westfront des Krieges,



Ein von den Franzosen beschossener deutscher Aeroplan.

hinter uns das unglückliche belgische Land. Wie auch am grünen Tische einst die Geographie und Politik Belgiens sich gestalten möge, ein Wunsch vor allem ist es, der nach Erfüllung schreit: Möge dem Land und dem Volke Ruhe und Heimat wiedergegeben werden.

Wilm Bierbaum, Zürich.

Aktuelles.

Dr. phil. h. c. Alfred Tobler. Am 18. April dieses Jahres, als die neue Zürcher Universität feierlich eingeweiht wurde, hat die philosophische Fakultät I Herrn Alfred Tobler aus Luzernberg in Heiden die Würde eines Ehrendoktors verliehen.

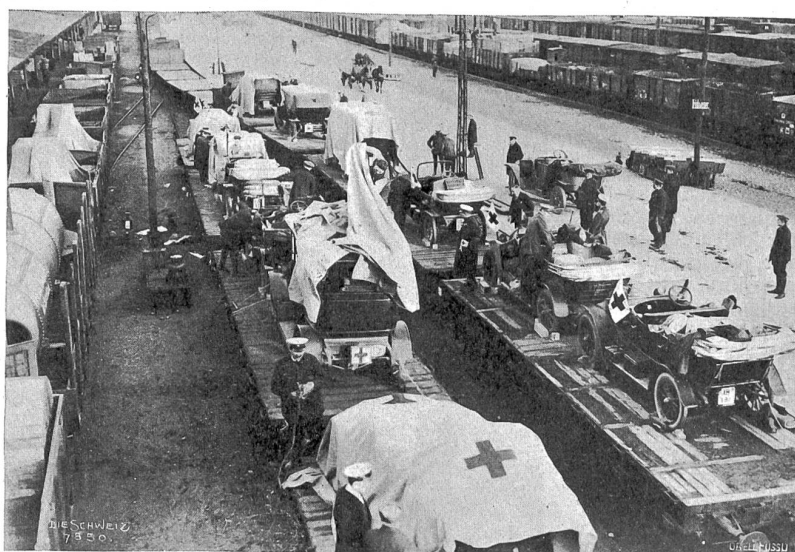
Nicht nur in den engen Grenzen seines ihm so lieben Appenzellerlandes ist sein Name geschätzt, weit darüber hinaus ist er gedrungen als der des nimmermüden Sammlers appenzellischer Volkslieder und bodenwüchsiger Wiße. Sein Liederbuch — „Sang und Klang aus Appenzell“ — stellt den bekannten „Sängervatter“ neben den kürzlich verstorbenen Komponisten Thomas Kofchat, hat doch auch er durch jahrelange mühevollen Arbeit den Herzen die Melodien der Väter und Großväter entlockt und manche schlichten, natürlichen Weisen und Lieder seiner Heimat vor dem Untergange bewahrt. Besonders aber seine Studien über das Volkslied im Appenzellerlande (herausgegeben von der Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde in Basel) öffnen uns die Augen für den eigentlichen Schatz der heimatischen Weisen und bringen die innere Freude an dem heute gottlob wieder erwachenden Volksgefange zurück. Diese ernste, sachlich wie inhaltlich überaus treffliche Arbeit von 150 Seiten verdient angemessene Würdigung und sei den Freunden schweizerischer Volkslieder bestens empfohlen.

Nicht nur als Sänger und Lieder-sammler, auch als Schriftsteller hat sich Alfred Tobler in anerkannter Weise ausgezeichnet. Da seien vor allem seine Wißbücher genannt, die ein lebendes Denkmal der so vielgerühmten National-eigenschaft des Appenzellers bedeuten. Der „Appenzeller Wiß“ (im Verlag des Verfassers) vermochte schon Tausenden große Freude zu bereiten und wird es immer wieder tun, hat das 200 Seiten starke Buch doch innert zwölf Jahren sieben Auflagen erlebt. „Naebes os mine

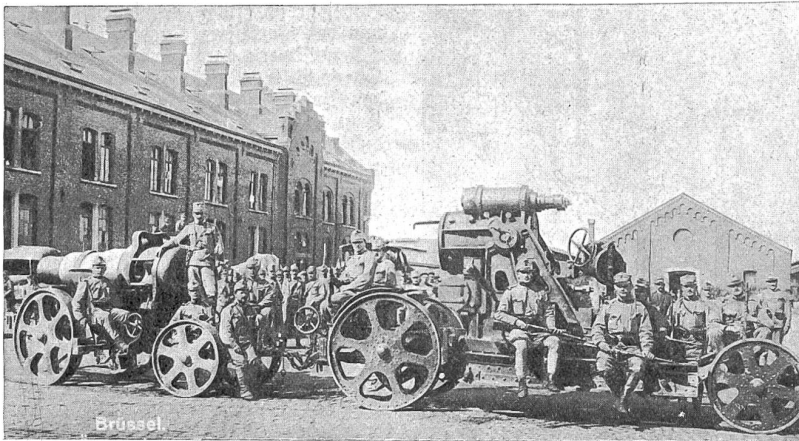
Bobejohre“ (1903 erschienen) bringt uns des Verfassers Jugend in humorvollen Bildern dar; „Erinnerungen von Oberst P. B. Ruesch an Napoleon aus den Jahren 1807/1808“ (1899), „Hans Konrad Fried, ein appenzellischer Volksdichter“ (1900), „Erlebnisse eines Appenzellers in neapolitanischen Diensten 1854/59“ (1901), „Erlebnisse des Feldweibels Joh. Jak. Niederer im Sonderbundskriege“ (1901), „Erlebnisse eines Thurgauers in neapolitanischen Diensten 1844/1850“ (1903), „Pfarrer Joh. Alr. Walser, ein Lebensbild aus der appenzellischen Regenerationszeit“ (1908), „Appenzeller Narrengemeinde“ (1909) und die im Jahre 1912 in der „N. Z.“ erschienenen sehr interessanten Aufzeichnungen über „Ulrich Vopahers Soldatenleben“ (im Selbstverlage) sind weitere Zeugen von Toblers nimmermüdem Schaffen und lassen uns in den aufrichtigen Wunsch einstimmen, es möge dem jugendlichfrischen Siebziger noch recht lange vergönnt sein, die Früchte seiner Lebensarbeit, die er bescheiden nie seinem eigenen Verdienste zuschreibt, in seiner stillen Einsamkeit an Heidens grüner Halde zu genießen!

H. R., Rom.

Schweizerische Landesausstellung. Nach einer Dauer von fünf und einem halben Monat ist am 2. November unsere Landesausstellung in Bern geschlossen worden. Millionen haben sie besucht, Ungezählte reichen Gewinn davon mit heimgenommen; denn die Stätte, die zum Wallfahrtsort unseres Volkes wurde, hat gezeigt, was Handel und Industrie, Gewerfleiß und Bauernkraft, Kunst, Wissenschaft und Technik im Schweizerland heute zu leisten vermögen, und das günstige Urteil, das unser Volk selbst über die große Landesausstellung abgab, wird glänzend bestätigt durch die Stimmen des Auslandes. Nicht ihr Umfang und ihre geschickte Anlage waren es in erster Linie, die imponierten, sondern ihr Inhalt, ihre Reichhaltigkeit und ihre Gediegenheit. Glänzend war ihr Beginn, glänzend die erste Hälfte ihres Daseins, da loderte die Kriegsfackel jäh empor und vernichtete viele Hoffnungen und viele Erfolge. Doch wird sich unser Volk über die finanzielle Einbuße, so schmerzlich sie auch die einzelnen und besonders die Ausstellungsbehörden trifft, hinwegsetzen wissen; denn nicht um des Reingewinnes wegen wurde die Landesausstellung ja arrangiert, sondern um eine Landesfeier, die dritte ihrer Art, zu bereiten, die über das nationale Können, die nationalen Kräfte Auskunft geben sollte. Schwer waren die Aufgaben,



Automobile mit Liebesgaben für die deutschen Truppen werden auf der Bahn verladen.



Die österreichischen elektrischen 50,5 cm-Motor-Batterien.

aber glänzend wurden sie gelöst, und wir haben ein Recht, stolz und glücklich darüber zu sein.

Ueber die Güte des Ausgestellten gibt auch die offizielle Liste des Preisgerichtes Auskunft, die vor ein paar Tagen, von vielen sehnlichst erwartet, erschienen ist. Im ganzen wurden 2988 Aussteller beurteilt, wobei die Kollektivitäten nur als ein Aussteller gerechnet sind. Hieron erhielten 131 den großen Ausstellungspreis, 722 die goldene Medaille, 771 die silberne Medaille, 520 die bronzene Medaille, 389 die Anerkennungsurkunde, 156 Auszeichnungen für verdienstvolle Bestrebungen auf dem Gebiete der Volkswohlfahrt. Mitarbeiterauszeichnungen wurden 156 zuerkannt, wovon 17 goldene, 78 silberne und 55 bronzene Medaillen und 2 Anerkennungsurkunden. Die Zahl der Auszeichnungen für Veranstalter von Kollektivausstellungen beläuft sich auf 30, wovon 14 goldene, 11 silberne und 5 bronzene Medaillen. Im ganzen reichten 667 Aussteller gegen die Beurteilung ein Rekursbegehren ein. Davon konnten bis 31. Oktober 564 Begehren endgültig erledigt werden, 103 sind zurzeit noch pendent.

Verschiedenes.

Schwere Geschütze. Die Sensation dieses Krieges auf technischem Gebiete war bis jetzt das große deutsche 42 cm-Geschütz, von dem in Bild, Wort und technischer Erklärung bisher vielerlei berichtet worden ist, ohne daß es bisher jemandem gelungen wäre, eine zuverlässige Bestätigung der Angaben zu erhalten. Denn die Firma Krupp sowohl wie die militärischen Behörden hüllten sich begreiflicherweise in absolutes Schweigen und geben nur ab und zu bekannt, daß niemand im Falle sei, irgendwie zuverlässige Angaben oder gar Bilder von dem neuen Geschütz zu machen. Tatsache ist einzig, daß der 42 cm-Mörser (die kursierenden Angaben über seine Größe weisen zwar eher auf eine Kanone hin), dem bisher Lüttich, Namur, Maubeuge, Manowiller und eine Reihe der großen Forts vor Antwerpen zum Opfer fielen, außer den wenigen Ingenieuren und Arbeitern der Firma Krupp in Essen und nur einer ganz geringen Anzahl von Offizieren und Mannschaften der Schießschule, die dar-

auf vereidigt waren und die jetzt fast ausschließlich die Bedienungsmannschaften der neuen Geschütze bilden, in der ganzen Armee, im deutschen Reich und im Ausland vollkommen unbekannt war. Erst als der große Brummer, die „fleischige Bertha“, wie das Geschütz von den Soldaten zu Ehren der Gattin Krupps genannt wird, seine furchtbare Zerstörungsarbeit begann, wurde von seiner Existenz etwas bekannt. Der Mörser ist, wenn der Berichterstatter der „M. N.“ gut unterrichtet ist, ein Rohrrücklaufgeschütz. Das Rohr hat eine Länge von etwa 21 Meter. Die Schußweite des 42 cm-Mörser ist etwa 44,000 Meter. Die Entfernung von Dover nach Calais ist 33,000 Meter. Man mache sich davon ein Bild, wenn ein Eisenloß durch die Luft brummt und dann aus einer Höhe von 400 bis 500 Meter, wenn er den übrigen Teil der Flugbahn in ziemlich hohem Bogen zurückgelegt hat, auf

einen Betonkloß oder Panzer schlägt. Die stärksten Panzer- und Betondecken, und wenn sie eine Dicke von fünf Meter überschreiten, zertrümmern unter der Aufschlagskraft wie Scherben. Die einschlagenden Granaten kehren ganze Forts um, dringen tief in Erde und Gestein ein und bringen was unten war nach oben. Abgefeuert wird das Geschütz, das seiner gewaltigen Dimensionen wegen natürlich nur zerlegt transportiert werden kann, auf elektrischem Wege, und zwar soll die Entfernung über 400 Meter ausmachen. Die volle Ladung soll nicht weniger als 15 Zentner betragen, ein Schuß das Sümmechen von 47,000 Mark verschlingen. Das Geschütz bringt bei nicht allzu festigem Boden etwa 8 bis 10 Meter tief in die Erde ein, kriecht und reißt einen Trichter von ungefähr 15 bis 18 Meter im Durchmesser. Beigefügt sei noch, daß die oben angegebene Schußweite von 44 Kilometer faum praktische Beobachtung haben dürfte. Es wäre eine Verschwendung der kostbaren Munition und eine allzu große Anforderung an die Stabilität des Geschützes, weil man auf eine solch große Entfernung den Schuß nicht mehr beobachten kann. In den seltensten Fällen wird man über eine Schießentfernung von 20,000 Metern hinausgehen, und das will für die heutige Technik schon etwas sagen.

Sanitätshunde. Seit etwa zwanzig Jahren beschäftigen sich eine Reihe europäischer Staaten mit Versuchen, Hunde dem Sanitätsdienst zugänglich zu machen, und im gegenwärtigen Kriege sind die Sanitätshunde zum ersten Mal auf ihre Leistungsfähigkeit erprobt worden. Abschließende Urteile über ihre Brauchbarkeit liegen bisher noch nicht vor. Die Hauptfinne des Hundes, Nase und Ohr, ergänzen und vervollständigen die Arbeit der nach Verwundeten suchenden



Kriegshunde vom Deutschen Roten Kreuz werden von ihren Führern zur Front gebracht.

Sanitätsmannschaften; die stöbernde Suche liegt einzelnen Rassen im Blut, und andern kann sie durch sachgemäße Ab- richtung beigebracht werden. Sein Körper befähigt den Hund, flüchtiger vorzugehen als die suchenden Mannschaften, beson- ders in Dickichten, wo jene oft nicht durchkommen. Dabei hört sein feines Ohr die Atemzüge des am Boden liegenden Ver- wundeten; ein Windhauch trägt ihm die Bitterung eines in einem Schlupfwinkel Verbor- genen zu. Natürlich ist zum Sanitätsdienst nicht jeder Hund zu gebrauchen. Geeignet sind nur harte und hartgewöhnte Hunde von ausdauerndem lei- stungsfähigem Gebärde und wetterfester Behaarung; Dober- manpinscher, deutsche Schäfer- hunde, Wireddalerterrier und Rott- weiler, also die gleichen Rassen, die auch als Polizeihunde oft genannt werden, sind besonders verwendbar für den Dienst als Sanitätshunde.

Ihre Verwendung ist nach einem Artikel von Stephanik in der „Umschau“ so gedacht, daß sie den in breiter geöffneter Linie zum Suchen vorgehenden Mann- schaften beigegeben werden, und zwar je nach dem Gelände an bestimmten, für ihre Nachsuche besonders in Betracht kom- menden Stellen gesammelt, angelegt oder in gleichmäßigen Abständen verteilt. Je nach dem Gelände werden die Hunde dann in Seitwärts-Vorwärts-Suche auf Strecken von 50 bis 250 Meter das Gelände abspüren und das Auffinden eines Verwundeten ihrem Führer anzeigen. Das geschieht ent- weder durch „verwundet verbellen“, d. h. der Hund bleibt bei dem aufgefundenen Verwundeten und gibt dort dauernd Laut, bis sein Führer herangekommen und der Verwundete von den nachfolgenden Krankenträgern übernommen ist, oder aber durch „verwundet verweisen“, d. h. der Hund kehrt, nachdem er einen Verwundeten gefunden hat, in schnellster Gangart auf seine Spur zum langsam nachfolgenden Führer zurück und führt diesen und die Krankenträger an der Leine zum Verwundeten hin. Das Verbellen schiene ja am schnellsten zum Ziele zu



Eine gefangen gewesene und freigelassene deutsche Sanitäts-Abteilung passiert den Bahnhof in Genf.

führen; aber nicht jeder Hund verbellt. Auch würde bei der Verwendung einer größeren Zahl von Sanitätshunden das gleichzeitige Lautgeben mehrerer Hunde nur störend und ver- wirrend wirken. Beim Verweisen war vorgesehen, daß der zurückkehrende Hund ein Ausrüstungsstück des Gefundenen überbringen sollte, als Zeichen, daß er gefunden habe. Wie vorauszu sehen, hat dieser Vorschlag sich bei praktischen Ver- suchen als bedenklich und wenig geeignet erwiesen. Der Hund hat andere Ausdrucksmittel, um seinem Führer anzuzeigen, daß er gefunden hat. Die Hunde müssen bei ihrer Arbeit voll- ständig blank sein, damit sie überall durchkommen können und nirgends hängen bleiben. Die Vorschläge, die Sanitätshunde mit Genferkreuz, Labelflasche, Verbandpäckchen, Notizbuch, Glöckchen oder Laternen auszustatten, sind für den Gebrauch wertlos, unter Umständen sogar gefährlich. Finden soll der Sanitätshund, so rasch als möglich finden, damit der Gefundene bald menschlicher Hilfe und Pflege teilhaftig wird.

Der Krieg und die Zugvögel. Nicht nur im Leben der Menschen hinterläßt der Krieg seine tiefen Spuren und stört die ruhigen Bahnen der Entwicklung, son- dern auch das ungebundene Leben der Tiere wird von dem Lärm und dem Schrecken der Schlachten in Mitleidenschaft gezogen. Ueber diese Einwirkung des Krieges auf die Tier- und besonders auf die Vogelwelt macht Horace Hutchinson, ein englischer Naturforscher und Vogel- kenner, interessante Mitteilungen. Er weist auf die Tatsache hin, daß jetzt die großen Schlachten gerade zu der Zeit geschlagen werden, da der alljährliche Zug der Wan- dervögel im Herbst in vollem Gange ist. In drei großen Wanderstraßen fliegen die Vögel den wärmern Ländern zu, an der Ostküste Englands entlang über Nord- und Südeuropa nach Afrika, dann an der Westküste entlang in derselben Rich- tung und ferner mehr oder weniger direkt von West nach Ost über die Nordsee. Die Benutzer dieses letzten Weges kommen in erster Linie mit dem Kriegsschauplatz in Berührung, mit den zischenden Kugeln, den Rauchwolken und den zahlreichen Flugzeugen. Es ist dies hauptsächlich die lange Reihe von Vogelarten, die aus Mitteleuropa nach England kommt. Eingehende Beobachtungen haben uns gezeigt, daß diese Vogelscharen die Wasserwege der Maas, der Schelde und des Rhein entlang ziehen. Was werden



Gefangene Franzosen beim Mittagmahl.



Am Bosphorus.

sie nun dort nicht alles sehen und hören müssen? Die Beantwortung dieser Frage hängt aufs engste zusammen mit einem noch nicht ganz gelösten Problem der Vogelforschung. Inwieweit die Vögel vom Krieg beeinflusst werden, hängt zu einem guten Teil davon ab, in welcher Lufthöhe sie ihre Wanderungen ausführen und welcher Mittel sie sich bedienen, um mit so unfehlbarer Sicherheit die Richtung zu erkennen. Es ist bekannt, daß den größten Teil der Reise über das Meer die Vögel bei Nacht zurücklegen, weil sie den Tag über Nahrung suchen müssen, die sie auf dem „unwirklichen Ozean“ nicht finden. Einige Gelehrte behaupten, daß sie auf dem Lande in einer ungeheuren Höhe fliegen, etwa 20.000 Fuß über dem Boden; andere wieder meinen, daß sie sehr nahe über der Erdoberfläche dahinziehen und als Wegweiser Gebirgszüge und Flußläufe benützen. Die Verteidiger des Höhenfluges schreiben den Vögeln einen „sechsten Sinn“ zu, den Orientierungssinn. Von der einen oder andern Erklärung hängt aber sehr wesentlich das Schicksal ab, das man den Wanderzügen der Vögel in diesem Kriegsjahr voraussagen kann. Bedarf der Vögel sichtbarer Wegweiser, so wird er durch den Rauch und Staub der Schlachten, durch den ungewohnten Lärm von seiner Bahn abgelenkt werden und seinen Weg verfehlen. Die Vogelscharen müssen sich dann verirren und in großen Mengen zugrunde gehen. Folgt der Vogel einem besondern Sinn als Führer, so wird er von dem Krieg weniger beeinflusst werden.

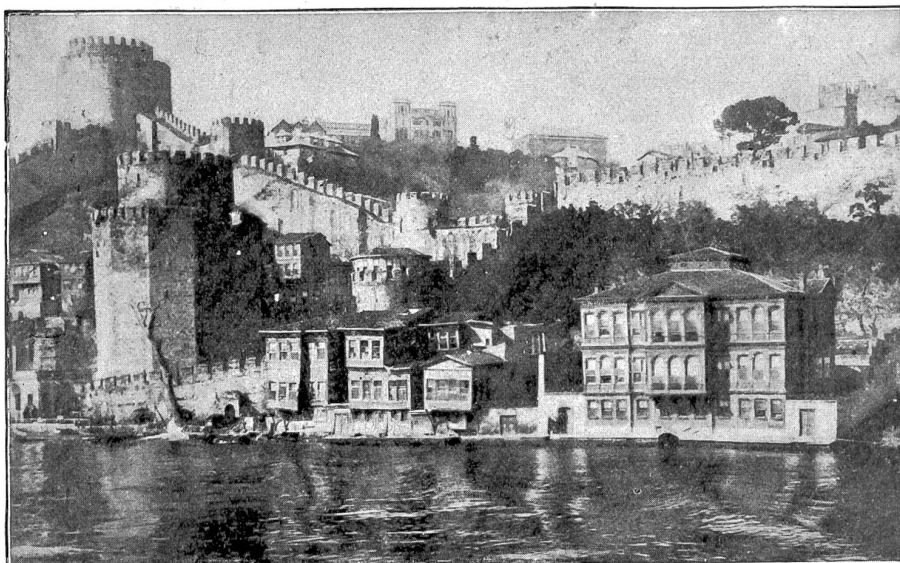
Selbstverständlich können auch dann die Luftwanderer sich verirren und abgetrieben werden; denn ihr Orientierungssinn ist ebensowenig wie ein anderer Sinn unfehlbar. Kommt also ein Verirren der Vögel schon in normalen Zeiten vor, so wird es jedenfalls diesmal in weit umfangreicherm Maße auftreten.

Befestigte Stellungen.

Man liest jetzt viel von den befestigten Stellungen in der Schlacht, und die militärischen Berichtstatter weisen immer und immer wieder darauf hin, daß sich der Charakter eines Feldkrieges durch neue Taktiken gegenüber früher vollkommen verändert habe. „Dieser hat mit seinen Verteidigungs- und Verstärkungsarbeiten im Terrain den Charakter des alten Festungsrieges ange-

nommen.“ Von jeher, urteilt der militärische Mitarbeiter der „B. Z. a. M.“, sind die Franzosen Meister in der Ausnützung des Geländes zu Verteidigungszwecken gewesen, „Meister des Spatens“, wie man jetzt öfters lesen kann. Die Widerstandskraft jeder Stellung, schreibt der Sachverständige weiter, wächst, je mehr Zeit zu ihrem Ausbau zur Verfügung steht. Und in dem wochenlangen Ringen in der Gegend östlich Paris ist Zeit

genug dazu vorhanden gewesen; denn eine umfichtige Heeresleitung wird mit der Anlage und dem Ausbau der Stellung begonnen haben, sowie die ersten Angriffe der Franzosen scheiterten und mit der Möglichkeit einer Defensiv gerechnet werden mußte. Dabei ist es nicht notwendig, daß die Truppen selbst zur Arbeit herangezogen werden. Diese kann sehr wohl von der Bevölkerung des eigenen Landes unter Anleitung von Pionier- und Ingenieur-Offizieren ausgeführt werden. Das Bild einer feldmäßig ausgebauten Stellung ist etwa das folgende: In vorderster Linie befinden sich die tief eingeschnittenen Schützengräben, möglichst für stehende Schützen, mit besonderen Kopfdeckungen, sodaß nur kleine Scharten vorhanden sind zum Durchstecken der Gewehre. Gegen die von oben kommenden Schrapnellkugeln sichern Eindeckungen, gegen Schrägfeuer werden Schulterwehren angebracht. Vor dieser Stellung ist alles beseitigt, was dem Angreifer Deckung gewähren könnte. Ein freies Schußfeld ist die erste Forderung für eine erfolgreiche Verteidigung. Dicht vor den Schützengräben sind Hindernisse angebracht, wozu sich in erster Linie Drahthindernisse eignen. Hinter den Schützengräben befinden sich, im Gelände gedeckt, Unterstände, die gegen die Geschosse der Feldartillerie sichern. In ihnen befinden sich die Unterstützungstruppen und Reserven. Verbindungswege führen von ihnen in die eigentliche Stellung, damit sie im Bedarfsfalle schnell dorthin eilen können. Noch weiter zurück liegen die



Befestigungen am Eingang des Bosphorus (in der Nähe fand die erste Seeschlacht zwischen der türkischen und der russischen Flotte statt).



Admiral Fisher,
der neue Erste britische Seelord.

Artilleriestellungen. Soweit die Batterien nicht ganz verdeckt im Gelände aufgestellt sind, sind die Geschütze tief in den Boden eingeschnitten, sodaß gerade nur die Mündungen hervorragen. Ueberall sind Munitionsdepots angelegt und soviel Munition in ihnen deponiert, daß der vorgehende Gegner jederzeit mit einem wahren Geschosshagel überschüttet werden kann. Telephonleitungen

setzen, treten namhafte Militärschriftsteller entgegen, von denen trotz dem tragischen Geschehe der großen Armee Napoleons viele der Meinung sind, daß man bei der modernen Kriegsführung gerade im Winter dem nordischen Kolos am besten zu Leibe gehen kann. Wir sehen, schreibt einer davon in der „Mch. 3.“, jetzt bei jeder großen Schlacht, welche große Bedeutung die



Marischall Eiman von Sanders,
Generalinspektor der ottomanischen Armee.

Schanzen und Schützengräben haben, wie sie dem Verteidiger Gelegenheit geben, eine günstige, vom Angreifer nur sehr schwer zu erobernde Stellung einzunehmen. Die Russen haben bisher ihre Erfolge hauptsächlich durch die Ausführung solcher Befestigungsanlagen in freiem Felde errungen. Wenn nun durch die Kälte die oberen Bodenschichten gefrieren und die harte Erde dem Spaten den zähesten Widerstand entgegensetzt, dann sind die Erdarbeiten außerordentlich erschwert, und dem Russen, der durch die jahrhundertlange Tradition auf die Defensiv hingewiesen ist und auch jetzt wieder zu dem bewährten „Mittel Kutusows“ gegen Napoleon seine Zuflucht genommen hat, wird sein wichtigstes Verteidigungsmittel genommen. Dem Angreifer aber bietet sich der Vorteil, daß er nun nicht mehr mit jenem „fünften Element“ zu kämpfen hat, das Napoleon in Rußland fand, nämlich mit dem Schmutz. Die schlechten Landwege sind zugedeckt von der glatten weiten Schneedecke und lassen sich spielend mit Schlitten überwinden; die gewaltigen Flüsse, die den Hauptschutz der russischen Defensivlinien bilden, sind für die Angreifer keine furchtbaren Hindernisse mehr, sondern die Eisdecke bietet die

beste Brücke, auf der man hinüberkommen kann. Der Gedanke, daß ein Winterfeldzug die bequemste Art des Angriffes gegen Rußland darstelle, ist bereits von einem genialen Feldherrn der Vergangenheit, nämlich von Karl XII. von Schweden, in die Wirklichkeit umgewandelt worden. Karl wartete zu seinem Vorstoß gegen das Heer des Zaren im Jahre 1707 geradezu das Eintreten des strengsten Winters ab. Erst nachdem die Flüsse und Sümpfe in Polen zugefroren waren, ging er am 29. Dezember über die Weichsel und drang rasch bis Wilna vor, um die russischen Streitkräfte einzuholen. Die Feinde aber zogen sich zu-



Zur heldenmütigen Verteidigung Esingaus: Esingtauer Bürgerwehr.

Sturmstellung eingenommen. Die Pioniere müssen die Hindernisse zerstören; ist das geschehen und ist durch die mehrtägige Beschließung die feindliche Stellung schließlich sturmreif geworden, so kann der letzte entscheidende Angriff endlich beginnen.

Die Aussichten eines Winterfeldzuges in Rußland. Der vielfach verbreiteten Ansicht, daß es unmöglich sei, während des kommenden Winters den Feldzug gegen Rußland fortzu-

von Karl XII. von Schweden, in die Wirklichkeit umgewandelt worden. Karl wartete zu seinem Vorstoß gegen das Heer des Zaren im Jahre 1707 geradezu das Eintreten des strengsten Winters ab. Erst nachdem die Flüsse und Sümpfe in Polen zugefroren waren, ging er am 29. Dezember über die Weichsel und drang rasch bis Wilna vor, um die russischen Streitkräfte einzuholen. Die Feinde aber zogen sich zu-

rück, und so blieb dieser mit den besten Aussichten begonnene Winterfeldzug ohne Resultat, weil Karl die von ihm ersehnte Gelegenheit, die Russen zu schlagen, nicht erlangen konnte. Auch Napoleon I. hat 1806 bei seinem Winterfeldzug, der durch Ostpreußen bis Warschau führte, auf die Vorteile der kalten Jahreszeit gerechnet. Aber die Witterung war gegen ihn: der Dezember 1806 war ein frostfreier Monat, und die Wege blieben aufgeweicht und ungangbar wie im Herbst. Die Franzosen waren gezwungen, sich in Polen einzuquartieren, und Napoleon mußte Frostwetter abwarten. Als dieses am 1. Februar eintrat, machte er sich den Umstand sofort zunutze und befahl den entscheidenden Vormarsch, der dann sehr bald, schon am 8. Februar, zu der blutigen Schlacht bei Preußisch Eylau führte. Für Karl XII. sowohl wie für Napoleon war also das Eintreten der Winterkälte ein günstiges Moment, das sie strategisch ausnützten. Und auch bei dem Rückzug Napoleons im Jahre 1812 ist es nicht die Kälte gewesen, die in erster Linie die großen Verluste des französischen Heeres verschuldete, sondern der Mangel an genügender Munition und Nahrung. Auf dem siegreichen Hinmarsch verlor Napoleon gegen 200,000 Mann, der furchtbare Rückzug forderte 100,000 Opfer.

Seeminen. Die Seeminen, von welchem Kriegsinstrument man in diesem Krieg soviel zu hören bekommt, sind dünne eiserne Gefäße in der Form abgestumpfter Kugeln, die entweder in langen Ketten in Abständen von 5 bis 10 Meter und 2 bis 3 Meter unter Wasser versenkt oder schachbrettartig einzeln verankert werden. Dadurch ist jedem fremden Schiff der Hafeneingang gesperret, für die eigenen sind jedoch die Stellen auf der Seekarte eingezeichnet. Die Sprengladung besteht aus nasser Schießbaumwolle und ist mit einer Sprengkapsel aus Knallquecksilber versehen, die beim Anstoßen des Schiffes ein Glasröhrchen mit Schwefelsäure zerbricht. Die Säure fließt auf geeignete Substanzen, die entzündet werden und ihre Hitze der Schießbaumwolle mitteilen. Im andern Fall hat die Sprengladung elektrische Zündung, die man vom Lande aus durch ein Kabel zu beliebiger Zeit spielen lassen kann. Doch vermag man mit todverachtenden Leuten auch in eine ausgelegte Minenkette Brechen zu schlagen, indem ein altes, für den Kriegsdienst unbrauchbares Schiff mit Sand bis oben vollgefüllt und mit zwei bis drei Mann direkt auf die Minen losgelassen wird. Die Minen flattern auf, das Schiff wird zerrissen, erleidet jedoch wegen der Belastung mit Sand

nicht die gleiche Zertrümmerung wie ein anderes Schiff. Die hinter diesem Schiff fahrenden Torpedos und Unterseeboote fischen die kühne Besatzung auf und bringen sie in Sicherheit.

Krieg und Luftschiffahrt. Aeroplane und lenkbare Luftschiffe sind heute die modernen Kriegswaffen in den Lüften; der gute alte Kugelballon scheint gänzlich ausgespielt zu haben, und nur hie und da hört man noch etwas von einem Fesselballon, von dem aus etwa bei Artilleriefire Beobachtungen

angestellt werden. Es ist wohl nicht allgemein bekannt, daß die Luftschiffahrt schon in dem Feldzug von 1870/71 kriegerische Bedeutung erlangte, und zwar waren es die von der deutschen Belagerungsarmee zernierten Pariser, die sich des Fesselballons bedienten, um mit der Außenwelt in Verbindung zu treten. Doch nur wenige dieser Luftfahrzeuge erreichten das gewollte Ziel, und wie wünschenswert damals ein lenkbarer Ballon gewesen wäre, läßt sich aus einem Brief ersehen, der am Ende des Jahres 1870 von Paris aus „par ballon monté“ nach Mirebeau im Departement Vienne gelangen sollte, aber von den Deutschen abgefangen wurde. Die Absenderin schildert darin die bedrängte Lage der Eingeschlossenen und erzählt mit Humor von den Lebensmitteln und dem Wein, den sie noch im Hause habe, wie sie den Ruchenzettel zu bereichern weiß durch Verwendung von Esel-, Pferde- und Rattenfleisch und zu welchen Listen sie greift, um eine herrenlose Rahe zu fangen. Der interessanteste Teil handelt von dem uns mindestens humoristisch amutenden Plan, einem Fesselballon die gewünschte



Polnische Kavallerieoffiziere, Angehörige der auf deutscher Seite kämpfenden polnischen Legion.

Richtung zu geben: „On parle de mettre quatre aigles du Jardin des Plantes à un ballon et de la viande au bout d'un bâton; de cette manière les aigles seraient dirigés dans la direction voulue. Fera-t-on cela?“ Also die Adler des Zoologischen Gartens sollten die Rolle übernehmen, die heute den Lenkballonmotoren zukommt, ein Plan, der übrigens einige hundert Jahre vorher schon allen Ernstes erwogen wurde und von dem alte gut erhaltenen Stiche heute noch Kenntnis geben. Erst 1884 war es den französischen Hauptleuten Renard und Krebs vorbehalten, die Lenkbarkeit des Ballons zum ersten Mal praktisch und einwandfrei dadurch zu beweisen, daß sie am 9. August 1884 mit dem Luftschiff „La France“, das ein 246 Kilogramm wiegender Elektromotor von 8,2 Pferdekraften antrieb, in Chalais-Meudon aufstiegen und nach einer Fahrt von zwanzig Minuten wieder wohlbehalten zum Aufstiegsort zurückkehrten.